

Der Zahn.

Eine merkwürdige Geschichte. Von West Iwan.

Mr. Potts litt ganz jammervoll an Zahnschmerzen, und als es gar nicht mehr zum Aushalten war, ging er todesmüthig zu dem berühmten Zahnarzt Mr. Slugg hin, um sich den kranken Zahn reißen zu lassen.

Der Zahnarzt, der eine so große Klientel hatte, daß es geradezu unmöglich für ihn war, alle Zähne selber zu ziehen, hatte soeben eine lehrreiche Zahnziehmaschine erfunden, die auf automatischen Wege arbeitete.

Die genaue Maschine wurde von einem Dampfmotor angetrieben und bestand aus einem complicirt zusammengefügten Hebelwerk, das eine Janghe hob, öffnete, vorrückte, schloß, im selben Augenblicke wieder zurückzog und in die Höhe rief, worauf sie durch eine Feder wieder nach unten geschickt wurde.

Dieses ingenieure Werk wollte Mr. Slugg an seinem nächsten Patienten erproben, und zu seinem Unglück war dieser nächste Patient kein Anderer als Mr. Potts.

Nichts ahnend setzte sich Mr. Potts auf einen Stuhl, öffnete auf das Geheiß des Doktors, der weit abstand, den Mund, und in demselben Augenblicke saulte, pflauchte, pustete etwas durch den Raum, ein unheimliches Ding wie ein dürrer, langer Arm streckte sich vor — idwapp! fühlte Mr. Potts sich von dem Zahn gepackt, vom Stuhle gehoben, durch die Luft gewirbelt, an die Decke geschleudert, zwei, drei Mal rechts und links an die Wand geschleudert, daß die Knochen nur so knackten, dann niedergelassen, daß ihm Hören und Sehen verging, endlich wieder in die Höhe geworfen, daß er mit dem Kopfe durch das Geländer von Sluggs Vater fuhr und mit den Füßen durch die Scheibe des großen Spiegels, dann baumelte er ploßlich hoch oben zwischen dem Kronleuchter, rief diesen hinab und fuhr endlich mitten in die spitzigen Instrumente, die auf dem Instrumententische lagen.

Hier blieb Potts halbtodt liegen, wurde gepackt und sorgfältig nach Hause getragen, wo er nach drei Stunden aus seiner Betäubung mit schmerzenden Gliedern, dumpfen Kopfe und den fürchterlichen Zahnschmerzen erwachte, denn die Heilmittelmaschine hatte ihm zwei oder drei gesunde Zähne gerissen, der kranke aber steckte immer noch drin.

Zwei, drei Tage später hielt Mr. Potts es nicht mehr aus, und er beschloß, sich den kranken Zahn selber ausziehen. Er hatte gehört, daß man dies am besten, schnellste und schmerzloseste Art folgendermaßen machen könne: Man umwand den Zahn mit einem harthen Faden, befestigte diesen an einer Kugel, lud mit dieser ein Gewehr, und — bumm, war mit der Kugel auch der Zahn fortgeschossen.

Die Geschichte schien ihm so praktisch, daß er sie sofort auszuführen beschloß.

Er nahm also den Faden, befestigte ihn an Zahn und Kugel, lud mit dieser sein Gewehr, trat aus dem Fenster und — nein, der Schuß ging nicht los, denn Mr. Potts überlegte es sich grade, ob er's doch thun sollte oder nicht, da der Schmerz in demselben Momente wie durch ein Wunder aufgehört hatte. Er wartete ein, zwei, zehn Minuten, der Schmerz war fort.

„Na,“ dachte er sich, da machen wir eben den Faden wieder los,“ in diesem Augenblicke aber — bumm, geht der Schuß los, und mit der Kugel fliegt auch der kranke Zahn mit einer Anfangsgeschwindigkeit von fünfzig Meilen in der Minute aus dem Munde des Mr. Potts, der schreiend und heulend, wie in Krämpfen zu Boden stürzt und sapselnd so lange liegen bleibt, bis Mrs. Potts hereintritt und die Lebensgeister ihres Gemahls wieder ferner weiß, daß er sich an's Fenster legen kann.

Was kumpfsinnig blühte er hinaus — und was sieht er? Vier Männer, die auf einer Bahre den blutenden Leib eines Mannes tragen.

„Was ist denn geschehen?“ fragte er erschrockt.

„Jugend ein Hund hat Mr. Dingus erschossen.“

„Mr. Dingus?“ Das war interessant, und Mr. Potts, der seine Kraft überraschend schnell wiedergefunden hatte, wollte gern die Details hören, setzte also seinen Hut auf und ging zum Corridor.

Grade wie er hinsah, kam auch der Bertwinder zu sich und erzählte: er sei auf einem Baume gewesen und habe Kefel geknickt, als plötzlich ein Schuß trachte und er, in den Schenkel getroffen, zu Boden stürzte. Woher der Schuß gekommen sei, das wisse er nicht, auch habe er keine Ahnung, wer der Mörder sein könnte.

Kun machte der Arzt sich daran, die Wunde zu untersuchen, und das Erste, was er fand, war — ein harter Feuerschaden, an dem eine Heftigkeit großen Kalibers hing. Leicht an dem Faden ziehend, fühlte der Arzt einen starken Widerstand, während der Patient geschrien, als ob er am Spieße stehe.

Natürlich schloß der Arzt daraus, daß ein noch anderes Projectil in der Wunde stehe. Er erklärte, daß so ein Fall in den Annalen der Medizin unerhört sei und er an die Akademie der Wissenschaften einen Bericht darüber senden werde.

Vor Allem mußte natürlich das Projectil entfernt werden. Zu diesem Zwecke chloroformirte der Arzt den Patienten, worauf er dann mit einem chirurgischen Schlitze die Wunde erweiterte.

Während der Operation bekam Mr. Potts große Magenbeschwerden und es wandelte ihm die Luft an, lieber doch schnell mal nach Hause zu gehen, da aber — siehe der Arzt vor Ueberraschung auf: er hatte dem Patienten aus dem Schenkel ... einen Vadenzahn gezogen.

Der Zahn konnte, unmöglich als Geschloß benutzt worden sein, denn er wäre unsehbar zertrümmert; berücklicht konnte ihn Herr Dingus auch unmöglich haben, denn wie wäre er in den Schenkel, an den Faden und an die Kugel gekommen, andererseits deutete die Wunde auf eine innere Verletzung hin.

Der Fall ist unerklärbar,“ entgegnete der Arzt, „und spottet aller Erfahrungen. Die Kugel, der Zahn und der Faden müssen geradezu aus dem Himmel gefallen sein, und zwar ... aber was ist Ihnen denn, Mr. Potts, ist Ihnen schlecht? Und dann, Sie bluten ja!“

„Ja ... ich ... ich ... blute?“

„Ja, aus Ihrem Munde kommt Blut.“

„Das ist nichts. Ich habe nur vor Kurzem einen Zahn verloren.“

„So? Und wer hat ihn denn gerissen?“

„Ich ... ich ... o, ich will ja Alles gesehen. Ich selber habe ihn mir aus dem Munde geschossen.“

„Wie ... schossen?“

„Ja, und nun mußte Mr. Potts Alles gesehen.“

Natürlich wurde er unter die Anklage verurtheilt, Mord zu begehen, und Mr. Dingus, der von der Sache erfuhr, schwor hoch und theuer, er werde diesem Potts — kaum genesen — alle anderen Zähne auch aus dem Munde schiefen, die Uebriegen alle aber wollten den niederträchtigen Menschen loschen.

Das wußte aber der Coroner zu verhindern; er ließ den Saal räumen, und als er mit Mr. Potts allein war, trat er auf ihn zu und sagte:

„Sie sind ein ganz erbärmlicher Schuft, verstanden?“

„Ich bezeige es, Mr. Magian,“ jammerte Potts, „aber ich wüßte wahrhaftig weder, daß der Schuß losginge, noch daß Dingus auf dem Baume saß.“

„Ach, Unfug, davon rede ich auch gar nicht. Aber wenn man schon schießt, dann schießt man tot. So habe ich dieselben Scherereien und nur die halben Gebühren. Das ist gemein, Mr. Potts, merken Sie sich das für die Zukunft.“

Mr. Potts aber war ganz geknickt und sah sein Unrecht ein, so daß Magian gefahrlos auf ihn trat, ihm auf die Schulter klopfte und sagte:

„So nehmen Sie sich nicht so zu Herzen. Gehen Sie nach Hause und machen Sie's ein oder Mal besser!“

Eifersucht.

Von H. Hüper.

Ob sie sich aus Liebe geheiratet hatten, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur, daß sie anfangs sehr glücklich miteinander lebten, bis eines Tages bei der jungen Frau Eifersucht auftraute.

„Auf die Bergangenheit. Da war eine gewisse Melanie gewesen, der Freigehende den Hof gemacht hatte und die dann dem Apotheker Gratiemil geheiratet hat. Zwischen dem jungen Ehepaar war diese längst geliebte Liebe eine außerordentliche Rederei gewesen: „Na, wenn du die gekriegt hättest!“ „Hübscher, wie du, die Lucie, war sie doch!“

„So eine Bohnentange! Wie war der Apotheker auch lieber gewesen.“

„Der Pillendreher? Wie ich? Das kostet Strafe!“ Dann endete das Thema unter Lachen und Küssen.

Das Alles änderte sich plötzlich, als der Apotheker starb und sein Freund Freig zum Vormund seiner Kinder ernannt wurde. Nun mußte er öfters in das Haus des Apothekers. Die junge Frau aber — der Himmel weiß, wie sie darauf kam, glaubte nicht an Anwaltschaft und Mündelgelder, sondern ahnte Betrug. Aus dem Scherz wurde Ernst. Beinahe wortlich wiederholten sich die Gespräche, aber sie wurden in bitterem Tone geführt und am Ende, statt zu lächeln, warf der gereizte Freig während die Thür hinter sich zu und lief davon.

Eines Abends, als der geplagte Gott heim kam, fand er eine verblödete Thür. Er klingelte. Er klopfte. Er tobte. Er bat, ihm die Thür zu öffnen. Da hörte er vorzüglich den Schlüssel drehen und ein schmaler Thürspalt that sich auf — die Kette war jedoch nicht zurückgezogen worden. Durch diesen Spalt nun entspann sich folgende Unterhaltung: Was willst du hier?“

„In meine Wohnung will ich, Schönschöner!“

„Deine Wohnung ist hier nicht.“

„Nicht? Wo denn, geliebtes Weibchen?“

„Läß die Redensarten und geh' zurück, wo du herkommst, zur schönen Apotheklerin.“

„Kann ich!“ Er häupt den Hut auf den Kopf und wendet sich; dann bekennt er sich anders.

„Lucie!“ sagte er mit ruhiger Stimme, aber wie Einer, der Gefährliches zu verhandeln hat. „Lucie, weißt du auch, daß dies ein gesetzlicher Scheidungsgrund ist?“

„Testo besser. Dann kannst du gleich die Apothekermitteln betreiben.“

„Kann ich. Guten Abend!“ Er geht

nun wirklich und die Thür fliegt in's Schloß. Langsam steigt er die Treppe hinauf und bleibt beim Portiersfenster stehen.

„Schulz,“ sagt er zu dem behabigen Hausbater, „wenn jemand — und seine Stimme zitterte ein wenig dabei — nach mir fragen sollte, ich bin im „goldenen Stern.““

„Aber hat er eine leise Hoffnung, daß sie am Fenster stehen wird; er karrt von der Straße hinauf zu den Fenstern der Wohnung, ob, seinen Fenstern nicht mehr! Kein Kälteknack regt sich und schreitend geht er in den „goldenen Stern.“

Dort, in der trüblichste Ecke jenes trüblichen Saales nimmt er Platz und aiebt bei einer Flasche Kothwein seinen Gedanken Luft. Sie sind trübe, diese Gedanken.

Was Mitleid nicht vermag, vermag manchmal der Durst. Dr. Stein, der junge Anwalt, hätte sich schwerlich an den Tisch des misanthropen Gräblers gesetzt, wenn nicht der schlante Hals der Rheinländerin ihn gelockt — und Stein schwärzte nun einmal für die Schlangten. Ja, man sagte sogar, nicht nur aus Antipathie nahm er sich der Angelegenheit der schönen Melanie so warm an.

Der Rechtsanwalt setzte sich also zu dem ausquartierten Knecht und als der zweite schlante Hals neben dem ersten auftraute, konnte er auch schon des Anderen Dergleichen.

„Nicht so tragisch nehmen!“ Klopfte er freigenütig auf die Schulter. „So schlimm ist das nicht, und das beste Mittel, ihre Frau zu kurieren, halte ich in der Hand.“

„Sie meinen Scheidung?“

„Gott bewahre,“ lachte der Andere. „Verlobung!“

„Ich verheirathe Sie nicht.“

„Zehen Sie, wenn Ihre Frau nun die Verlobungssanctioe der schönen Melanie belame.“

„Dann wäre sie nicht mehr eifersüchtig. Hababa, fames. Aber — wer sollte wohl?“

„Sein vis-a-vis wurde kirchroth.“

„Wie? Sie wollten? Sie wollten wirklich?“

„Stein nicht ein bißchen verlegen und sagte, als Freig ihm dankbar die Hand schütteln wollte: „Na, hören Sie mal, Abreue allein thut ich es aber auch nicht!“

„Ach so! Ja, das hat' ich mir eigentlich denken können. Kellner! Flasche Pommer in Eis! Prost, Freund, darauf müssen wir anstoßen!“

„Klopft setzte er sein Glas hin.“

„Weiß sie nicht schon davon?“

„Nein, noch nicht!“ gestand Stein zu, „aber ich denke, das wird sich schon machen!“ Und selbstgefällig wirbelte er sein blaues Bartchen.

Als Freig sein Lager aufsuchte, befand er sich in dem belagerten Zustand, in dem man sich über nichts auf der Welt mehr wundert. Er machte sich also keine umwunden Gedanken, auf welche Weise sein Handlocher so wohlgeputzt ins Hotel gekommen sein konnte, sondern schlüpfte wohlgeputzt in das schon bereit gelegte Nachigewand und laut wie ein Sad ins Bett. Eine Sekunde später schnarrte er dreits.

Am nächsten Morgen konnte er sich durchaus nicht mehr erinnern, ob er den Handlocher selbst mitgebracht oder nicht, war aber geneigt das Erstere anzunehmen.

Gegen Mittag erschien Doktor Stein mit sehr langem Gesichte. Freig Melanie war auf drei Tage zu ihrer Schwester gefahren; man mußte sich eben gedulden. Und doch hatten sie es Beide gar so eilig.

Besonders für Freig dehnten sich die Stunden endlos. Er war froh, daß am vierten Tage eine schon längst angelegte Vollsversammlung ihn in einen der Vororte rief: So kam er wenigstens über die furchtbaren Vormittagstunden hinweg. Von Lucie hatte er nichts gehört noch gesehen.

Er machte sich zu Fuß auf den Weg zu dem rechten Theil und kam gerade noch zur rechten Zeit, um die Verammlung von einem Schupmann auflösen zu sehen; ein paar Kadaverträger hatten die Hofregal veranlaßt.

Es blieb ihm nun nichts weiter übrig, als wieder in den „Stern“ zurückzukehren. Sein Frühstück war zu dieser frühen Stunde noch nicht bereit, er verließ sich misanthrop auf sein Zimmer. Schon im Corridor fiel es ihm auf, daß seine Stubenfüße halb geputzt war. Neuer Grund zum Merger. Wahrscheinlich Lucie. Oder Keugetzige. Wiesrahles Hotel.

Ein weibliches Wesen sah, anscheinend mit einer Ausbesserer beschäftigt, am Fenster.

„Sie da, was machen Sie denn da an meinen Sachen?“ Schrie er sie an.

„Mit einem Schrei fuhr die Frau herum. Freig stand vor der zitternden, schmerzenden Lucie.“

„Lucie! Du hier! Was willst du?“

„Da hatte sie sich ihm schlüpfend an die Brust geworfen. „Ich wollte bloß — schlud, schlud — alle Deine Sachen — schlud — noch mal nachsehen — schlud — ehe Du die Andere betrachtest!“ Schlud — schlud — schlud — schlud.“

Als eine halbe Stunde später Dr. Stein hereintrat mit dem Ansdruck: „Durrh, sie hat Jo gefaßt!“ da blieb ihm der Zap im Dalse stehen. Schweiß entfielte er sich; er sah: die Verlobungssanctioe war nicht mehr möglich.

Herr: „Ich habe jetzt keine Zeit, kommen Sie später mal wieder.“

Bettler: „Bleibst du nach dem, erhebe?“

Ein Reiterhüchsen erhen Ranges.

Bei der Jubelfeier des in Saarburg garnisonirenden Manen-Regiments Nr. 7 ging es nach der Parade am Montage zu dem im Munde der Soldaten sogenannten „Kletterberg“ bei Bühl. Der Ort ist eine von hohen Wänden umgebene, nicht zu große Ruine, anscheinend ein ehemaliger Steinbruch oder dergleichen. Die Leubungsstelle fällt mindestens zwei Meter in ganz geringem Winkel steil am Felsen hinab, dann geht es noch einige Meter milder steil über sandiges Gefäll. Vom Ruge des Reiters gemessen bis unten zum Boden haben Säuberhändige die Höhe auf 7 1/2 Meter berechnet. Wie ist es möglich, ohne sich zu überschlagen, dort hinunter zu reiten? Ein Seitlichommen oder gar ein Treben des Pferdes würde unsehbar ein mehrfaches Uebererschlagen zur Folge haben. Da erhebt der erhe der Reiter oben am Abhänge. Er treibt sein Pferd bis dicht an ihn heran. Dieses spreizt die Vorderbeine, um die abschüssige Wand zu erreichen. Jetzt hat es diese, das Lebergewicht kommt rasch und auf allen Vieren rutsch es nun, die Felsenfläche wie eine Schlittenbahn freisend, glänzlich die Tiefe hinab. Der Reiter legte sich ganz hintenüber auf den Rücken seines Pferdes, um das Geseugewicht der Hinterhand zu unterstützen und dabei dem Pferde die Zügel frei zu lassen, damit es in seiner Bewegung ungehemmt ist. Vorher Beifall belohnte das tühne Manöver, das nicht von Einzelnen als Paradestück, sondern vielmehr vom ganzen Regiment ausgeübt wurde, und als zum Schluß der Kommandeur des Regiments, der Peransteller dieser Kletterpartie, selbst glatt und schlant heruntertauchte, da erscholl der Beifall erst recht ob der glücklich vollbrachten Leistung.

„An den Unrechten gekommen.“

Der französische Schauspieler Jean Rouvier, welcher nicht ohne Talent war, hatte leider die able Angewohnheit, über Gebühr zu trinken, so daß er meist knapp bei Kasse war. Das wußten schon die meisten Restaurantbesitzer von Paris, und da er meist ein neues Restaurant aufzusuchen pflegte, in welchem er noch nicht die Zehre schuldig geliehen war, so lenkte er seine Schritte zu einem solchen hin. Der Wirth kannte ihn jedoch schon der Beschreibung und dem Namen nach.

Nachdem er mehrere Getränke zu sich genommen, ruff er den Wirth zu sich heran.

Dieser erscheint und der Geldnappe spricht zu ihm: „Ah, Herr Wirth, ich habe leider meine Borse vergessen, behalten Sie die Kleinigkeit im Gedächtniß, mein Name ist Rouvier, Mitglied der „Comedie française.“

„Apropos, schreiben Sie es meinewegen mit Kreide an die Wand. Doch halt — nein! Da kann es ja alle Welt lesen, daß ich Ihnen das Geld schuldig bin!“

„Wissen Sie was, Mr. Rouvier,“ erwidert darauf schnell der Wirth, „dann lassen Sie mir Ihren Winterüberzieher hier, den hängen wir dann darüber.“

Die Bewohner der indolischen Insel Mägen waren in alter Zeiten als arge Strandräuber weit und breit gefürchtet. Man sagte ihnen nicht nur nach, daß sie die vom Wind und Wetter auf dem Strand getriebenen Schiffe rücksichtslos ausplünderten, sondern daß sie die vorüberfahrenden Schiffe durch falsche Zeichen zum Stranden brachten, um so auf leichte und bequeme Art eine fetzte Beute zu bekommen. Hierauf beruht die folgende zu damaliger Zeit in Straßburg entstandene Fabel, die wir im Straßburger Blatt wiedergeben.

Die Republik Savolara.

Daß Italien außer der Republik von San Marino noch eine zweite wahrhaftige Republik besitzt, dürfte der Welt so ziemlich neu sein. Dieser selbstständige Staat faßt auf der Insel Savolara, die nördlich von der Insel Sardinien gelegen ist, und zählt 108 Unterthanen. König Karl Albert trat nämlich im Jahre 1833 die Oberhoheit über diesen Boden an die Familie Bartholoni ab, deren Oberhaupt sich als König Paolo I. huldigen ließ und bis zum Jahre 1882 regierte. So klein dieser Staat auch ist, so politisch leidenschaftlich ist seine Bevölkerung. Nach dem Tode des Monarchen verweigerten die 108 Einwohner der Insel Savolara die Anerkennung des rechtmäßigen Nachfolgers Paolo's I. und legten die Staatsform einer Republik durch mit einer liberalen Verfassung, die auch den Frauen das Stimmrecht verleiht. Der jeweilige Präsident bleibt 10 Jahre im Amt. Nach Errichtung der Republik entsandte diese eine Abordnung nach Rom, um dem italienischen Staate die neue Regierungsform anzufühnen. Italien hatte nichts dagegen einzuwenden und es besteht die Republik von Savolara noch heute als selbstständiger Staat innerhalb der geographischen Grenzen der Königreichs Italien.

Der Buchhalter R. war am 1. October d. J. aus dem Geschäft nach Berlin übergedreht und trat dort eine Stelle als Rechnungsführer bei einem öffentlichen Institut an. Um recht nahe bei seinem Wohnort zu wohnen, miethete er sich ein mobilitres Zimmer bei einer nebenan wohnenden Lehrwitwe. Die bereits über das Schwabenalter hinausgekommene Witwe fand gleichsam ganz besonderes Wohlgefallen an dem schmutzen Gläser und überhäufte ihn mit Kaffermakelien, die in Gehalt von Elementorten und Karthoffelpuffern — einer Lieblingspfeife des „mobilitren Herrn“ — abwechselten. Dieser nahm Alles dankbar an, zeigte sich aber ablehnend gegenüber den Ehrenwürdigkeiten der Wirthin. Da erhielt er am 15. v. M. folgenden Kundigungsbrief: Mein Herr, ich dachte Sie hätten andere Absichten. Aber ich habe mich in Sie getaucht und lübbige Ihnen daher die Stube zum 1. November. Was des Geldes wegen vermüthe ich nicht und werde nun alles Andere anordnen. Sie Unkündbarer. Ergebenst Frau L. W. — Herr R. fuhr ein neues Heim, aber bei seiner Witwe, die in einem so gefährlichen Alter steht.

Als ein halbes Experiment, das einem kranken Manne über die Vangeweise eines Sommeraufenthaltes im Kurhause hinweggeschoben hat, gibt Kunde von der wunderbaren Wirkung der Zigaretten. Derselbe hatte eine erkrankte Heise aus seinem Wessere

glase gefischt und sie achlos in die Pfeifenschale geworfen, die sich während er sich dem Genuße seiner Zigarette hingab, allmählich mit Asche füllte und das Insekt vollkommen begrub. Ploßlich hebt sich, anfangs kaum merklich, dann immer kräftiger die Asche, und hervor kommt mit zögerndem, bedächtigem Hügeltreten — nicht ein Phönix, sondern unsere Ertrunkene aus dem Wasserglase, pugt sich ein wenig, ruht ein wenig aus und macht die eifrigsten Gehversuche. Nach fünf Minuten weiterer Erholungsperiode entsiegt sie, wenn auch noch etwas Melonvalezent, dem Ruge des Beschauers. Dieser Vorfall reizte den Kranken zu weiteren Versuchen. Eine zweite und dritte Heise muß der Wissenschaft zum Opfer fallen — sie werden ertränkt und erst eine Viertelstunde, selbst 35 Minuten nach eingetretener Bewegungslosigkeit wieder an Land gebracht. Alle Wiederbelebungsversuche gelangen glänzend, sobald die Todten zehn Minuten im Wassergrabe ruhen. Ist es das der Zigarettenasche innewohnende Vermögen, Fruchtligkeit aufzusaugen, und ist es die von ihr auf die erkrankten Körper ausgeübte Wärme, was solches Wunder schafft?

„Gutal Doppelstein.“

„Waren viele Oefen auf dem Markt?“

„Kann ich nicht sagen, ich war nicht da.“

„Wirth: Sie sind doch Herr Kap?“

„Gast: Mein Name ist „Das“, dies ist Herr Kap. ... Sie scheinen überhaupt die Haken und Ragen gern zu verwechseln.“

„Unter Dienstmädchen.“

„Jetzt hatte ich bereits einen Schatz von der ersten, zweiten und dritten Kompanie!“

„Weißt Du, wenn Du aber an die zehnte kommst, dann denke an den hübschen Getreiden Mäler; den habe ich nämlich auch schon gehabt!“

„Selbstverständlich.“

„Vastisch (Morgens nach dem ersten Ball erwachend, zum Dienstmädchen): War noch kein Herr hier, der mit meinem Papa sprechen wollte, Hannchen?“

„Das Schlimmste.“

„Frau (zu ihrem Manne): „Ist das nicht schrecklich? Helena hat einen Mann geheiratet, welcher Stat spielt?“

„Mann: „Hätte noch schlimmer kommen können! Wenn sie einen Mann geheiratet hätte, der sich einbildet, er könne Stat spielen und es doch nicht kann.“

„Ein Wunderkind.“

„A. Ann, haben Sie den zwölfjährigen Wunderknaben, den kleinen R. ... spielen gehört? Was sagen Sie zu ihm?“

„B. C. es ist wirklich ein Wunderkind; vor fünf Jahren hörte ich ihn bereits als einen zwölfjährigen in Aufstland und seitdem ist er nicht älter geworden.“

„Beängstigt.“

„Er: Du hast ja so trübe Augen mein Kind; was fehlt Dir?“

„Sie: „Ach, ich hatte einen entsetzlichen Traum die Nacht. Als ich aufwachte, meinte ich noch lange.“

„Er: Arme Kame! Du hast am Ende gar geträumt. Dem Mädchen sei Dir gefordert.“

„Sie: „Das nicht, aber denke doch: Ich ertränke mit dir in einer Gesellschaft und hatte ein schönes Kleid mit ganz glatten, engen Ärmeln an. Die lachenden, höhnischen Blicke aller Anwesenden jagten mich so in Angst, daß ich mich noch jetzt ganz elend fühle.“

„Gegenständig.“

„Er: Was, ich soll Dir schon wieder einen neuen Hut taufen?“

„Sie: „Nein — nur das Geld dazu geben.“

„Einer Gedanke.“

„Gef (zum neuen Hausknecht): „Bei mir giebt es aber eine Menge Arbeit. Werden Sie damit fertig werden?“

„Hausknecht: „Na, wie viel Reisende haben Sie denn täglich rauszuschmeißen?“

„Verstehen.“

„Sanauer: „Meine Tochter kann ich Ihnen nicht geben, lieber Baron — wenn ich Ihnen aber sonst zu Diensten sein kann.“

„Ja, mit einigen hundert Mark ist mir nur leider wenig geholfen.“

„Unfreundlicher Kamerad.“

„Eine Schneiderin in Königsberg empfindet sich laut Anzeige in einem dortigen Blatte wie folgt: „Eine gutstehende Schneiderin sucht Arbeit.“ An gutgehenden Geschäften sollte es ihr auch nicht fehlen.“

„Entschuldigen Sie, bitte,“ schrieb eine Frau, deren Sohn einen Tag den Schulunterricht verhaßt hatte, der Lehrerin, „meinen Sohn Albert wegen seiner Unwesenheit von der Schule. Sein Onkel starb und er mußte mit.“

„Sein Verstand.“

„Interoffizier: „Stipple, weshalb darf der Soldat nie den Kopf verlieren?“

„Soldat: „Weil sonst in Ueberzahl der Helm viel in der Katern war!“

„Die annehmbarste Form.“

„Jägerin Amanda: „Tante Dir, der Baron K. hat mir eben eine Liebeserklärung gemacht!“

„Jägerin Aurora: „In welcher Form denn?“

„Jägerin Amanda: „In Form eines Diamanten-Colliers!“

„Rechtlich.“

„Aemder: „Entschuldigen Sie, wo ist hier das Hotel zum „grünen Baum“?“

„Dienstmann: „Der „grüne Baum“ hat längst Bankrott gemacht!“

„Aemder: „Können Sie mir dann nicht ähnliches, mittleres Hotel empfehlen?“

„Dienstmann: „Geben Sie zum „weißen Aef“, ... die werden auch nächstens Pleite gehen!“

„Vorschlag.“

„Madame: „Wer scheint, der Schützen ist zu hart gerändert; ich möchte ihn zurücklassen lassen!“

„Zurücklassen: „Soll ich vielleicht meinen Brautigam als Eckentzündigen haben?“